

# "In memoriam" - Zeitgenossen über Fontane

Rosen, Edgar R.

Veröffentlicht in:  
Jahrbuch 1993 der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft, S.131-146



Verlag Erich Goltze KG, Göttingen

EDGAR R. ROSEN, Braunschweig

**„In memoriam“ – Zeitgenossen über Fontane**

Braunschweig, 9. Oktober 1993\*

Ein Blick in die zahlreichen Theodor Fontane gewidmeten Monographien belehrt uns, wie wenig wir von den anlässlich des plötzlichen Todes des Dichters im September 1898 veröffentlichten Äußerungen seiner Zeitgenossen wissen. Angesichts der heutigen Flut von interpretierenden Beiträgen zu Werk und Person Fontanes erscheint eine Erinnerung an diese damals in der Stunde des Abschieds und der Trauer niedergeschriebenen Worte mehr als gerechtfertigt, gerade weil nur ganz wenige Zitate aus den Stellungnahmen jener Tage vorliegen. So begnügte sich das zweibändige Werk Hans-Heinrich Reuters mit kurzen, nur auf das Politische bezogenen Sätzen [1] aus einem redaktionellen Nachruf in Berlins führender Vossischer Zeitung, der Fontane bekanntlich fast 20 Jahre lang, von 1870 bis 1889, als Theaterreferent vom Eckplatz 23 des Königlichen Schauspielhauses am Gendarmenmarkt aus aufs Glänzendste gedient hatte. An einer zu jenem Zeitpunkt relativ entlegenen Stelle wurde 1969 ein Auszug aus einem weiteren, anlässlich des Todes von Fontane ebenfalls der Vossischen Zeitung entnommenen Gedenkartikel bekannt [2]. Ein weiterer Nachrufauszug erschien 1984 in der gleichen Publikation. [3] Von einer wenige Wochen später in Berlin gehaltenen Gedenkrede hat Reuter nur die Tendenz kritisch kommentiert. Von irgendwelchen Zitaten hatte er Abstand genommen. Eine zwar thematisch begrenzte, aber rühmliche Ausnahme ist Luise Berg-Ehlers in „Fontane und die Literaturkritik“, Bochum 1991 (S. 149–150 und 299–301).

Man müßte von ihm „fast wie von einem Jungen“ reden, hieß es eingangs in dem bereits erwähnten redaktionellen Nachruf, „wenn man sich unbefangen, ohne über die Zahl seiner Jahre nachzudenken, den Eindruck seiner Persönlichkeit, seines Lebenswerkes“ überlege. Wer ihn erst in seinem reiferen Alter kennenlernte, konnte sich kaum denken, daß er in seiner Jugend „jünger“ gewesen sei. Wer ihn im Lenz seines Lebens kannte, versicherte, daß Regsamkeit und Frische bei niemandem so wenig von ihrem Wesen eingebüßt hätten, wie bei ihm. So habe er „das unmittelbare Verständnis, das freudigste Mitfühlen für das heiße Aufwallen der Jugend, für Sturm und Drang gezeigt, ja sogar für einseitige Verbohrtheit, sobald nur ein ehrlicher Wille und Talent vorhanden waren“. Ein Redner sei er nicht gewesen, konnte aber im Gespräch beredt werden.

Auch im Schreiben sei dies der Fall gewesen. Gerade mancher Jüngere sei im Besitz eines Fontaneschen Briefes, „der im Feuer geschrieben, dem Empfänger Freudigkeit und das Gefühl des Verstandenwerdens bereiten sollte“. So stünden die Jüngeren an seiner Bahre, wie an der eines Vaters, „der bis zuletzt mit starkem Beispiel voranging, der von seiner Höhe herab die große Anschauung mit intimstem Erfassen des Einzelnen und

---

\* Vortrag vor der Klasse für Geisteswissenschaften der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft.

Kleinsten vereinte, das Leben gestaltete und dennoch Zeit fand, den anderen, die es auf *ihre* Weise meinten, mit Zuspruch und Bewunderung nahe zu sein“.

Überaus eingehend wurde danach eine Biographie Fontanes aufgezeichnet. Das Werden des Dichters sei lehrreich, er habe darum kämpfen müssen, zu den Lebensbedingungen zu gelangen, die seiner eigenen Art am meisten zusagten. Er habe tapfer um seine bürgerliche Existenz gestritten, wobei ihm sein bescheidener Sinn behilflich war. Auch in guten Tagen habe er für sich nur mäßige Ansprüche an die Lebenshaltung gestellt. Viel wichtiger aber war, daß er in seinen jungen Jahren jegliche Arbeit ganz getan habe, gleichviel, ob sie ihm lag oder nicht. Sein Leben lang sei er gerade darauf stolz gewesen.

Noch 1889 hätten seine Verehrer ein einzigartiges Schauspiel erlebt. Als er sich In jenen Jahren von der journalistischen Tagesarbeit zurückzog, anscheinend um auszuruhen, habe er im Gegenteil zu kräftiger Arbeit im Bereich der Erzählungen ausgeholt. Man brauche nur an das Berliner Idyll „Irrungen, Wirrungen“ zu erinnern, ebenso auch – eine einzigartige Charakterisierung durch den Nachrufverfasser – an den „Gelehrtenroman“ „Frau Jenny Treibel“ und an das Kabinetstück „Effi Briest“. In dem jüngst erschienenen zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ habe er einen wichtigen Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte Berlins geliefert. Nun aber, so hatte er verkündet, wolle er sich bescheiden und dieses Erinnerungsbuch nicht weiterführen. Seine Freunde hätten jedoch Einspruch erhoben. Nun seien diese Einwände aber am Walten des Todes zunichte geworden.

Die Schilderung vor allem der literarischen Wirkung Fontanes wurde anschließend ergänzt durch eine minutiöse und bewegende Beschreibung des letzten Lebensstages. Doch damit war der beeindruckende Nekrolog noch nicht beendet. Ihm folgte ein der Vossischen Zeitung zugegangener Brief von Justizrat H. J. Horwitz, dem Hausgenossen Fontanes im alten Johanniterhause, Potsdamer Straße 134c. Der prominente Jurist berichtete, wie der Dichter vor nicht langer Zeit, als der Engel des Todes die Schwelle des Horwitzschen Heimes überschritten hatte, um ihn seiner Lebensgefährtin zu berauben, Fontane, der treue Nachbar, ihm als erster sein herzliches Beileid entgegenbrachte. Im Gedenken an jenen Tag habe er in der Frühe des nächsten Morgens mit einem Sträußchen aus Lorbeer und Veilchen die Fontanesche Wohnung betreten und den Blumengruß neben dem Entschlafenen niedergelegt. Unwillkürlich seien ihm dabei die Worte des griechischen Geschichtsschreibers in den Sinn gekommen: „O, du gute und getreue Seele, wie so schnell hast du uns verlassen“. Er als Nachbar schreibe nicht aus einer Regung literarischer Art. Veranlassung sei eine auf rein menschlichem Grunde beruhende Stimmung. Seine Beziehungen zu Fontane, so alt sie waren, hätten etwas ungemein Diskretes gehabt. „Was sie beide, obwohl Hausgenossen und Nachbarn“ (in dem blitzblanken Treppenhause mit seiner vornehmen dunklen Politur und den das Ganze schmückenden Oleanderbäumen [Paul Schlenther]), „miteinander zu verhandeln pflegten, war nach Form und Inhalt wunderbar genug“. Das Leben habe beide genötigt, Zeit zu sparen, und nur schwer habe man sich entschließen können, einander persönlich aufzusuchen. Doch die Versuchung, miteinander in Verbindung zu bleiben, wenn sich das

Bedürfnis nach Mitteilung ergab, führte zu einem Briefwechsel, der seiner Meinung nach das Wesentlichste zu beiderseitiger Befriedigung zusammenfaßte. Es seien ihm die zahlreichen Briefe und Zettel, die er auf diese Weise erhielt, ein teures Vermächtnis und lebendiges Zeugnis für Fontanes reinen, tiefmenschlichen Sinn. Dieses Leben, das nun ohne Siechtum und stückweises Sterben ausgeklungen sei wie ein stimmungsvolles Gedicht, war von einem anderen Segen erfüllt, den der Weise der Heiligen Schrift mit tiefem Grunde als eines der höchsten preise: von der Freude an der Arbeit. „Sein Feierabend begann, als der letzte Tag sich zu Ende neigte.“ Die Mitlebenden und die nach ihnen kommen, sollten die Grundeigenschaften seines Wesens und Wirkens niemals vergessen und würdigen: Wahrhaftigkeit und Treue.

Doch selbst mit dieser Würdigung ließ es die Redaktion der Vossischen Zeitung nicht bewenden. Unter dem Titel „Theodor Fontane – Persönliche Erinnerungen“ brachte die Morgenausgabe vom 22. September einen bemerkenswerten, mit L.P. gezeichneten Beitrag. Verfasser war Ludwig Pietsch, seit vielen Jahren eine der bekanntesten Erscheinungen der literarischen, künstlerischen und geselligen Kreise Berlins, der höchstes Ansehen genoß. Man darf ihn als einen der profiliertesten Publizisten der Berliner Zeitungswelt bezeichnen [4]. Trotz erheblicher eigener Bedenken hatte der Danziger Beamtensohn in jungen Jahren die Malerei als Berufsziel aufgegeben und den Weg zum Journalismus als Berichterstatter über Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft beschritten, der ihn im Auftrag der Vossischen Zeitung durch vieler Herren Länder führte [5]. Sachkenntnis und Einfühlungsvermögen, verbunden mit ungewöhnlichem stilistischen Können entsprachen aufs Genaueste den Bedürfnissen und Anforderungen jener Tage. Fontane bewunderte oftmals, das, wie er es nannte, „Genialische“ im Schreiben dieses unter anderem rastlosen Förderers von Menzel und Turgenjew, wenn er ihm auch hier und da die Neigung zu übermäßiger Breite der Darstellung ankreidete. Doch darf man diese Kritik auch als Ausfluß der für ihn charakteristischen, praktisch auf alle Personen seiner näheren und weiteren Umgebung gerichteten Ambivalenz des Urteils bewerten. Dies trat vor allem in seinen ablehnenden brieflichen Äußerungen über die Lebensgewohnheiten des Libertin und Bonvivant Pietsch in den Vordergrund. Sicherlich war manches an den Fontaneschen Einwänden berechtigt: „Im Pietschschen Hause trafen sich die bedeutendsten Persönlichkeiten ... hohe Offiziere und Diplomaten, Künstler ... und Schriftsteller, Musiker und Industrielle, Gelehrte und nicht zuletzt schöne und elegante Frauen, zu denen der Hausherr sich stark hingezogen fühlte [6]. Hier muß wohl auch Fontanes Urteil über den mangelnden Charakter seines stets von ihm in seinen Briefen als „Theuerster Pietsch“ angeredeten Freundes seinen Platz finden. Dennoch können in diesem Zusammenhang die Worte des jüngsten Fontane-Sohnes, des Verlegers Friedrich Fontane, nicht außer Acht gelassen werden, mit denen er die Atmosphäre der elterlichen Mansardenwohnung in der Potsdamer Straße 134c als hausbacken, wenn nicht manchmal spießig beschrieb [7].

Von den erwähnten Fontaneschen Einwänden und auch von dem Fragment gebliebenen Plan Fontanes, eine L.P.-Novelle zu schreiben, hatte Pietsch ganz gewiß keinerlei Kenntnis. Seine große Verehrung für den Verstorbenen bestimmte schon den ersten Satz der „Persönlichen Erinnerungen“, wo von „unserem Fontane“ die Rede war.

Er habe, so schrieb Pietsch, Fontane relativ spät auf seinem eigenen Lebenswege persönlich kennengelernt, doch schon vorher sei er ihm „durch seine äußere Erscheinung, seinen echten Poetenkopf, seine Art, ihn zu tragen und seinen Gang lieb und wert geworden“. Nie habe sich in der Haltung des Hauptes und in den Bewegungen der wahre Kern, die unterscheidende eigene Art eines Mannes reiner und entschiedener ausgedrückt als in Fontanes Haltung. „Die Freudigkeit, die stete Bedürfnislosigkeit und Unabhängigkeit, die Freiheit seiner Seele, das alles trat darin deutlich zutage. Wenn er mit seinen großen Schritten auf der Straße ging, dann sah man es ihm an, daß auch im wesentlichen hinter ihm lag, was uns alle bündigt: das „Gemeine“. Er kannte nicht den Neid auf echtes fremdes Verdienst, nicht die kleine Eitelkeit, die Begierde des Erfolges. Sein freier, kühner Humor, mit dem er das Leben und das menschliche Treiben betrachtete, hatte nichts Bis-siges, Galliges, Bitteres, Boshaft-Sarkastisches. Es entsprang einem heiteren, sonnigen, gelassenen Gemüt und einem überlegenen Geist, die ihn sich nicht über die vergänglichen Dinge ärgern, sich selbst nicht gar zu tragisch nehmen ließen.“ So habe er die Bekanntschaft mit diesem Mann als eine der besten Errungenschaften seines Lebens und das freundschaftliche Wohlwollen als eines der köstlichsten Güter kennen und schätzen gelernt.

Zu persönlichem Kontakt kam es dann etwa in den ersten 70er Jahren, offensichtlich durch Fontanes Sohn George, den Offizier, und besonders seit der Zeit, als dieser früh Verstorbene einige Jahre als Lehrer an der Kadettenanstalt In Lichterfelde tätig war und häufig in dem gastlichen Hause Pietsch verkehrte. Auf wiederholte Bitten von dort sei auch Fontane von Zeit zu Zeit in der damals noch am Rande des bewohnten Stadtgebiets gelegenen Landgrafenstraße erschienen, wo Pietsch im Hause Nr. 8 eine hochgelegene Wohnung innehatte. Von dort sah man noch „von keinen Straßen und Häusern gehindert“ bis nach Wilmersdorf und in die Landschaft des Grunewalds hinein. Der gleiche Balkon habe literarisch eine Rolle gespielt, und zwar in Fontanes Roman „Irrungen, Wirrungen“. Der Dichter selber habe ihn in hohem Maße geschätzt und ihm einmal gestanden, den Balkon der Wohnung des jungen Barons Rienäcker in der gleichen Landgrafenstraße dem der Familie Pietsch nachgeschildert zu haben. (Durch diese Erinnerungen kommt man einem literarischen Versteckspiel Fontanes auf die Spur. Hatte er doch nach Erscheinen des Romans die Dinge so dargestellt, als sei seine Beschreibung ein reines Produkt der Phantasie, denn er wisse nicht, ob die von ihm beschriebene Aussicht tatsächlich bestünde).

„Doch eine Beziehung dieser Art war nicht von Dauer. Mit zunehmendem Alter zog Fontane sich auf den eigenen Bereich zurück, obwohl er dort in der Potsdamer Straße gelegentliche Besuche am frühen Morgen oder am Vormittag zu schätzen schien.“ Für Pietsch waren solche Zusammenkünfte im gemeinsamen Denken „ein berauschendes Erlebnis, wo der Dichter jedoch von den eigenen Werken fast niemals sprach. Ein lobendes Wort nahm er wohl freundlich lächelnd hin, ebenso eine etwaige Kritik, aber darüber hinaus ließ er weitere Erörterungen nicht zu.“ Nicht anders verlief Pietschs Zusammen-sein mit dem Ehepaar Fontane am Vormittag des 20. Juli 1898, bevor der Besucher zu einer Reise nach Ostpreußen aufbrach. Gewiß, die Gesichtszüge des 79jährigen erschienen zum ersten Male etwas gealtert. Ein gewisses Gefühl der Vereinsamung, besonders

nach dem Verlust seiner Freunde Zöllner und August von Heyden, so meinte Pietsch am Ende seiner Erinnerungen, habe Fontane, trotz der Liebe und Freundschaft seitens der Jugend und seiner Altersgenossen, geprägt, „obwohl er dem natürlichen Ablauf des Daseins mit heiterer philosophischer Ruhe entgegensah“. Doch im Laufe der Unterhaltung erschien auch das edle Antlitz wieder so frisch und geistig belebt, daß jene „mir anfangs aufgefallene Welkheit der Züge“ völlig verschwand. „Ich nahm es nicht für ernst gemeint, als er von den kurz zuvor erschienenen Bänden der Fontaneschen Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ zu sprechen begann: „Ich werde keinen dritten Band schreiben“. Am 21. September, dem gleichen Tage des ersten anonym-redaktionellen Nachrufes der Vossischen Zeitung, widmete die Abendausgabe des Mosseschen, bereits auf den Rang eines Weltblattes zusteuern den Berliner Tageblatt das Feuilleton einer Betrachtung über Theodor Fontane. Hinter den am Ende des Beitrags erscheinenden Buchstaben F. M. verbarg sich der Philosoph und Schriftsteller Fritz Mauthner, langjähriger Mitarbeiter der liberalen Tageszeitung [8]. In dem mit schlichtem Titel versehenen Nachruf „Theodor Fontane, 30. Dezember 1819 bis 20. September 1898“ bemühte sich Mauthner, seinen Lesern zu versichern, daß er nicht imstande sei, einen, wie über einen ihm Fernstehenden, üblichen Nachruf im distanzierten Stil, zu schreiben. Dafür habe er Fontane zu sehr geliebt, oder besser gesagt, sei er in ihn verliebt gewesen. Man möge ihm das Geständnis glauben, daß ihm eine wohl abgewogene literarische Würdigung in diesem Augenblick nicht möglich sei.

Noch lägen ungeordnet die Briefe aus den letzten Monaten vor ihm, in denen Fontane sich mit seinem behaglichen Freimut über politische und literarische Dinge äußerte. Im übrigen sei es keine Eitelkeit, sich als Empfänger und Besitzer solch liebenswerter Fontane-Briefe zu rühmen. Dies kalligraphische Briefschreiben auf jeden Gruß, auf jegliche Freundlichkeit hin war eine Besonderheit Fontanes, ebenso wie seine kreuz- und quergehenden Nachschriften, die seine Briefe oft schwer leserlich machten. Doch von dieser Pflicht, wie er es nannte, konnten ihn weder Arbeit noch Alter und selbst Krankheit nicht abhalten. Im Grunde betrachtete er solch Briefschreiben als Schlauheit, aber in Wahrheit war es die Güte seines Herzens. Eines Tages würde die Hinterlassenschaft ein wertvolles Denkmal sein, ein Satz, der Mauthner als sehr frühen Propheten ausweist. Fontanes letzter Brief an ihn aus Karlsbad trage das Datum des 2. September. Dort war zu lesen: „Und dabei vermeiden Sie jedes „Aber“, was (dies „Aber“) – wie ich freilich erst in meinen ganz alten Tagen gelernt habe – eine nicht gut zu heißende Schreibform ist. Aut, Aut. Erst, wenn man als „kleiner Historiker“ auftritt, darf man sich ein Balancieren gönnen“.

Doch wer wollte in dieser Stunde als „kleiner Historiker“ auftreten. Theodor Fontane habe in den letzten zehn Jahren, den Jahren seines Ruhms, sich genug darüber geärgert, wenn er von wohlwollenden Pedanten abgestempelt und registriert wurde. In einem seiner feinsten epigrammatischen Gedichte heiße es „ich habe keinen Sinn für Feierlichkeit“, „und keine Feierlichkeit liebte er weniger als die literarische“. Er war mit seinen poetischen Balladen in die preußischen Schulbücher eingedrungen und als angesehener Theaterkritiker eine bekannte Tagespersönlichkeit geworden, als er wegen seiner naturalistischen „Irrungen, Wirrungen“ plötzlich, mit fast 70 Jahren, von der jüngeren Dichtergeneration und deren Sprechern auf den Schild gehoben wurde. Er ließ es sich gefallen,

aber er schmunzelte dazu überlegen lächelnd. Auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten habe er einmal davon gesprochen, daß diese Einreihung unter die jüngste Schule ihm sehr angenehm sei, trotz alledem. Auf Mauthners überraschten Blick antwortete er mit seinem feinen leisen Spott: „Sie haben mich unterschätzt“. Eine Sekunde später fügte er mit seiner unvergleichlichen Offenheit stolz-bescheiden hinzu: „Oder vielmehr überschätzt.“ „Auf seinen Spaziergängen wandten sich ihm alle Blicke zu, auch von Leuten, die ihn nicht kannten. Der altmodische breite Schal, den er fast zu jeder Tageszeit um den Hals gelegt hatte, und zierlich mit der linken Hand auf der Brust festhielt, machte ihn kenntlich. Sonst aber, ganz wie ein alter General, „Räuberzivil“, wie er zu sagen pflegte. Im Freien, wenn er stehenblieb oder etwa den Fuß auf einen niedrigen Staketenzaun setzte, dabei mit seinen wunderbaren blitzenden Augen irgendwo im Himmel seine Worte zu suchen schien, habe er ihn, Mauthner, immer an die Blücher-Statue neben dem Opernhause gemahnt.“ Auch in seiner kleinen altväterischen Wohnung ging diese Erinnerung an Blücher, den „Marschall Vorwärts“, nicht verloren. Wer dachte da daran, wenn Fontane über Gott und die Welt plauderte und darüber die Ansichten des Besuchers herausholte, daß der Dichter einen ausgedienten Sommerüberzieher als Hausrock benützte und so noch schlanker aussah, als er war und fast an die niedrige Decke zu stoßen schien. Es lebte bewußt und unbewußt etwas vom Marschall Vorwärts in diesem Poeten; preußisch war er durch und durch, auf die Theoretiker schlecht zu sprechen, trotzdem er selbst ein Schreiber war. „Den gegenwärtigen Augenblick scharf zu erfassen, unbekümmert um alle abstrakten Theorien, im Leben wie in der Kunst das Wirkliche und nur das Wirkliche zu schauen und es dichterisch zu erobern. Das war seine Stärke, ein Gemisch von Klugheit und Tapferkeit. Darum konnte die moderne Schule ihn für sich in Anspruch nehmen. Weil er aber mit seiner resignierten Güte die ganze Menschenseele durchschaute, weil er sich durch kein Schlagwort beirren ließ, darum blieb er über den Parteien stehen. Kein ... Ist und kein ... Aber, sondern immer ganz er selber.“

Trotz seines wachsenden Ansehens sei Fontanes Leben sehr einfach verlaufen. Als Journalist und Kriegskorrespondent habe er England, Böhmen, Frankreich kennengelernt, aber wenn man ihn sprechen hörte, hätte man geglaubt, er sei nie über Berlin hinausgekommen. So sehr fühlte er sich als Alt-Berliner. „Die große Entwicklung Berlins zur Weltstadt machte er geistig mit wie nur Einer; persönlich blieb er der schlichten Lebensweise des alten Berlin treu, in allem.“ In seinem Leben habe es nur einen Tag gegeben, an dem er als Mittelpunkt in der großen Öffentlichkeit stand, und, halb erfreut, halb geängstigt Aller Augen auf sich gerichtet sah: die Feier seines 70. Geburtstages am 30. Dezember 1889, ein Fest, das jedem aufmerksamen Teilnehmer unvergeßlich geblieben sei. Mit eindringlichen Worten schilderte Mauthner den Rausch der Begeisterung, den die praktisch mit dem Naturalismus sympathisierende Ansprache des Kultusministers von Gossler bei den im Englischen Hause in der Mohrenstraße Versammelten ausgelöst hatte. Die Stimmung jenes Abends, die bei der Todesnachricht in der Erinnerung aufsteige, habe aber nicht im Literarischen gelegen. Die Bewunderung für Fontanes Erzählkunst, sein einmaliges Plaudertalent sei nicht die Hauptsache gewesen und sei es auch jetzt nicht. Im Gegensatz zu den nicht immer ehrlichen, weil stillen Vorbehalten, wie so oft bei solchen Anlässen, war es ehrliche Liebe, die das Fontane-Fest vor neun

Jahren so schön machte, und es sei ehrliche Liebe, die sich vor dem noch offenen Sarge aussprechen und mitteilen wolle.

Ein krasserer Gegensatz war kaum denkbar als der zwischen den Worten Mauthners und dem im Dortmunder Zeitungsforschungsinstitut archivierten kurzen Nachruf der erzkonservativen Neuen Preußischen (Kreuz)Zeitung in der Abendausgabe vom 21. September. Obwohl Fontane dort von 1860 bis 1870 als Redakteur für die Abteilung England tätig gewesen war, konnte der dargebotene Text nicht dürrer sein. Der kaum mehr als dreißig Zeilen umfassende Abriß fand lobende Worte nur für den Erinnerungsband „Kriegsgefangen“, dessen meisterhaft-anschauliche Erzählweise gepriesen wurde. Am Schluß vermochte der anonyme Verfasser sich zu nicht mehr als dem im Grunde ambivalenten Satz aufzuschwingen: „Seit dem Ende der 70er Jahre hat er fast nur noch Romane geschrieben, die einen großen Leserkreis gefunden haben (Gesammelte Romane und Novellen, 12 Bände, 1890/91)“. Welch ein Unterschied wiederum zwischen der ebenso gedrängten Skizze der Frankfurter Zeitung [9] und der der Kreuzzeitung. Am Main eröffnete die Redaktion – auch hier blieb der Verfasser anonym – die Trauermitteilung mit der Charakterisierung Fontanes als des großen Sängers und Schilderers der Mark, des Meisters In der Kunst jener Erzählung, die darstellen will, wie die Menschen handeln, denken und sprechen. Schmerzlos sei er aus dem Leben geschieden, in dem ihm Schaffensfreude bis zur Neige zuteil geworden sei. Die biographischen Angaben waren nicht ausführlicher als die in dem Sprachrohr der preußischen Reaktionäre. Fontane sei, so die Frankfurter Sicht, zum eigentlichen Schöpfer des „Berliner Romans“ erwachsen, der getreuen und darum realistischen Schilderung des gesellschaftlichen Lebens aller Bevölkerungskreise der modernen Großstadt. „L'Adultera“ sei der erste tastende Schritt auf dieser Bahn, wo der Dichter dann mit „Effi Briest“ die Höhe erreichte, auf der er noch lange seinen Platz behaupten würde. Seine jüngst veröffentlichten Erinnerungen an das Berlin der 40er und 50er Jahre hätten voll Leben und Frische bekundet, daß sich der Greis des Geistes Jugend erhalten hatte.

Unter dem Datum des 20. September 1898, an dessen Abend Theodor Fontane einem Herzschlag erlag, war die erste Ausgabe der Berliner Morgenpost erschienen, die als „Neues Berliner Lokalblatt“ neben der Berliner Zeitung, der Berliner Abendpost und der einzigartigen Berliner Illustrierten Zeitung binnen kurzer Zeit zum vierten „Großunternehmen“ [10] des Hauses Ullstein werden sollte. Das bei einem Wochenabonnement von 10 Pfennig durch Boten ins Hause gelieferte Blatt brachte am 22. September einen Feuilletonbeitrag über Fontane, als dessen Verfasser der junge Monty Jacobs zeichnete, dem in den kommenden Jahrzehnten eine bedeutende publizistische Laufbahn in dem gigantischen Verlagsimperium Ullstein bevorstand. Ob Jacobs, ein Schüler des Berliner Germanisten Erich Schmidt, eine unmittelbare persönliche Beziehung zu Fontane gehabt hatte, war aus seinen Worten nicht zu erkennen. Auch er begann, ebenso wie Mauthner, mit des Dichters fehlendem Sinn für Feierlichkeit [11]. Fontane habe aus diesem Charakterfehler niemals ein Hehl gemacht. Man hatte den Eindruck, als wollte er sich dafür entschuldigen, daß ihm keine gravitatische Jubiläumsmiene, keine steife Höflichkeitsformel zur Verfügung stand. Deshalb dürfe sich ein Nachruf weder in schwülstigen Beteuerungen noch in schwungvollen Redensarten ergehen. Dieser Tote heische



keinen Nekrolog im üblichen salbungsvollen Ton, sondern ein herzliches Erinnern in wehmütiger Dankbarkeit, eine andächtige Feier, aber keine Feierlichkeit.

Ein Mächtiger im Fabelland der Kunst sei unserem Empfinden nahezu immer fern. Unsere Verehrung stehe dann unter einem bedrückenden, fast beängstigenden Zwang. Wie anders hier. Denn kein Zweiter unter den Vielbewunderten der Nation habe der Mitwelt in so vertrauter Weise nahegestanden. Jedes Beispiel seines Schaffens, jede Lebensäußerung habe dagegen diese Intimität zum Ausdruck gebracht. So sei die Bewunderung für die reife Meisterschaft seiner Leistung niemals beeinträchtigt worden. In der Phantasie seiner Leser habe er nicht unendlich fern gelebt, sondern in einem jedem vertrauten Lebenskreis. Aber es wäre verkehrt, sich in solch friedensatmender Umwelt einen zahmen, flügelahnen Alten, in stiller Entsagung Zurückblickenden zu denken. „Ein Stillstehen war für Fontane unvorstellbar, müdes Ausruhen ebensowenig.“ Gewiß, er sei ein konservativer Geist im besten Sinne gewesen, und dies bis an sein Lebensende, „doch sein Denken und Schaffen war den Mächten zugewandt, die zutiefst verheißend in der Jugend wirkten“.

Niemand sei berufener als er gewesen, das Leben seiner Landsleute als Dichter zu gestalten, ein so genaues Bild von ihrer Vergangenheit zu formen, seien es die Zeiten des Regiments Gendarmes oder die dunkle Epoche „Vor dem Sturm“. Doch er wäre ohne die bunten Kostüme der Vorzeit nicht ratlos gewesen, wie die Modedichter der achtziger Jahre, die anders die Schwäche erklügelter Gestalten nicht zu bewältigen vermochten. „Denn seine friderizianischen Hofdamen und die Offiziere der napoleonischen Zeit konnten gewiß nicht echter sein, als er sie wiedergab. Tatsächlich waren sie nichts anderes als seine mit liebevoller Sorgfalt beobachteten Mitmenschen.“ So sei es eigentlich keine Überraschung gewesen, daß ihr Schöpfer „in den letzten Jahren seines reichen Schaffens gänzlich das historische Kostüm beiseite schob und mit der Sicherheit einer langjährigen Erfahrung das Geschehen seiner Zeit in wundervollen, vom Geist und Gefühl seiner milden Altersweisheit erfüllten Erzählungen zu Papier brachte. Anstatt eines erschöpften Produktionsvermögens war ihm eine Steigerung des dichterischen Empfindungsvermögens, eine immer reichere Anschaulichkeit des poetischen Stils vergönnt.“ Romane wie „Stine“, „Irrungen, Wirrungen“, „Effi Briest“ seien Schöpfungen, in denen zarte Herzensteine, verbunden mit herber, aber doch humorvoller Lebenskraft es fast unglaublich erscheinen ließen, daß hier ein Siebzigjähriger am Werke gewesen war. „Nur der oft spürbare ironische Grundton konnte es verraten. Es war eine von jeglicher Verbissenheit freie, aber den Geist harmonischer Versöhnlichkeit widerspiegelnde Ironie, wie sie das Alter atmet und die weltumspannende Lebensweisheit ...“

Die eigentlich überraschende Verbundenheit der Frankfurter Zeitung mit der Persönlichkeit Theodor Fontanes wurde erneut im Abendblatt des 23. September evident. Mit der üblichen Einleitung „Man schreibt uns“ äußerte sich dort ein ungenannter Kenner. Der sympathische Dichter habe eine prachtvolle Handschrift gehabt: kräftig, deutlich, markig; man könne sagen, märkisch, wie das Land, das er gleich einem Dickens schilderte. Als der Schreiber ihm vor zwei Jahren über diese bei einem Mann von Ende siebzig auffallende Fähigkeit einige liebenswürdige Worte schrieb, erwiderte Fontane. „Eine Wendung in Ihrem Brief erinnert mich an Heines vorzügliches Wort über Varnhagen:

„Ja, Varnhagen, er ist der große Kalligraph unter den deutschen Schriftstellern“, ein Seitenstück zu dem, was Heine über Meyerbeer sagte: „Ja, Meyerbeer, den kenne ich, der ist berühmt durch seinen Ruhm.“ Fontane sei dem Volke allerdings mehr als der große Kalligraph. Er sei berühmt durch seine Werke... Sein Humor sei auch bei der Kritik durchgedrungen: über einen verstorbenen Bildhauer habe er ihm geschrieben: „Seine Kunstwerke sind von sehr bescheidenem Werte, weil prosaisch aufgefaßt. Er war sehr geschickt, aber auch sehr (sagen wir so) – ‚Prenzlauer‘.“

Das Sonntagmorgenblatt der Frankfurter Zeitung vom 25. September hätte fast als eine Fontane-Ausgabe registriert werden können [12]. Auf der Titelseite berichtete der Berliner Korrespondent über „Die Leichenfeier für Theodor Fontane“, während im Feuilleton der hochbegabte jüdische Literaturhistoriker Ernst Heilborn es in einem weitgespannten Bogen unternahm, dem Gesamtwerk des Dichters gerecht zu werden. Im Mittelpunkt des Berliner Berichts stand die bei der Beisetzung am 24. September vor Hunderten von Freunden, Verehrern sowie näheren und ferneren Berufsgenossen am offenen Grabe auf dem alten Friedhof der Französischen Kolonie gehaltene, bewegende Ansprache des siebzيجährigen Karl Frenzel, auch er, wie Fontane, Mitbegründer des Vereins „Berliner Presse“. Alles, was schaffend und genießend zur Literatur gehörte und zu den verwandten Gebieten der Schönen Künste hätte sich so vollzählig eingefunden, wie kaum jemals aus ähnlichem Anlaß. „Es fehlte“, so der Korrespondent, „kein Namhafter aus der Zahl der Dichter, Schriftsteller und Journalisten, und auch keine Korporation“.

Frenzel bewunderte in seiner Grabrede, wie die geringen Erfolge der ersten Arbeiten Fontanes ihn ebenso wenig entmutigt, hätten wie das Glück und der Ruhm der späteren den Dichter nicht berauschten. Er sei immer sich selbst treu geblieben. Neidlos hätten ihm Alle den Vortritt gelassen, denn keiner dürfte sich mit ihm in der Dauer, dem Fleiß und der Redlichkeit seiner literarischen Tätigkeit, und nur Wenige könnten sich mit seiner Begabung messen. In jedem Sinne sei er „einer der unsrigen“ gewesen, als Mensch, als Journalist wie als Dichter. „Berlin umschloß von Anfang bis zum Ende sein Dasein, sein Denken und Trachten. So oft er diese märkische Erde berührte, wuchsen ihm die Kräfte neu. Wie glücklich war schließlich dies Leben, das ihm noch im Alter zu allgemeiner Anerkennung, zum Bewußtsein seiner schriftstellerischen Bedeutung verhalf. Des Ruhmes und der Liebe hatte er genug. Ihm blieben die Sorgen, die Leiden und Runzeln des Alters erspart;“ für ihn sei das Alter In Wahrheit die Krone des Lebens gewesen. Einen ihrer hervorragendsten und originellsten Schriftsteller habe die deutsche Literatur verloren, die Zurückgebliebenen einen treuen Freund und die Zierde seines Standes. Seine Werke und sein Beispiel würden nachwirken in die Ferne der Zukunft und seines Namens Gedächtnis sowie die Kunde von der Schönheit und Eigenart seiner Kunst lebendig erhalten.

„Um neun Uhr ist alles aus.“ Ernst Heilborn leitete seinen Feuilletonbeitrag über Fontane mit dieser im Berliner Schauspielhaus einstmals gängigen Redensart ein, die der Dichter von Louis Schneider gehört und manchmal als guten Trost empfunden hatte. Nun habe die neunte Stunde auch für ihn geschlagen. Und es sei doch nicht alles aus.

Nein, meinte Heilborn, gewiß nicht. Fontanes Persönlichkeit bleibe; sein Werk werde bleiben. Dieser Mann und sein Werk seien Eins. Durch die lange Reihe seiner Romane gehe ein und dieselbe Gestalt. Ein plaudernder Mann mit weichem Herzen, leicht gerührt und leicht verführt. Bald heiße er van der Straaten, bald Schach von Wuthenow; bald sei er der alte Graf in „Stjne“, bald der Onkel General In den „Poggenpuhls“; Effi Briests Vater gleiche ihm, und Willibald Schmidt, Frau Jenny Treibels trefflicher Freund; und am vortrefflichsten vielleicht nehme er sich aus als Dubslaw von Stechlin. Wie er auch heiße und unter wie verschiedenen gearteten Lebensumständen er sich entwickeln mag – es sei immer derselbe Mann, Theodor Fontanes Vater. Und in dieser Gestalt sei fast immer die Weltanschauung kristallisiert, auf die es Fontane ankomme. Und wie sich diese Figur wandle und auswachse, werde sie immer mehr einem Anderen gleich, Theodor Fontane selbst.

„L'Adultera“, „Cecile“, „Graf Petöfy“, „Effi Briest“, in all diesen Romanen stehe die Ehebruchsfrage mehr oder weniger im Mittelpunkt der Erzählung. Nie aber habe die Leidenschaft irgendwelchen Teil daran. Denn dies sei das Charakteristische: Theodor Fontane sei ein Künstler ohne Leidenschaft. Mit dem Ausscheiden der Leidenschaft aber und der Schuld (denn vor seinen gütigen Augen könne keine Schuld bestehen) scheide auch das aus seiner künstlerischen Welt aus, was man gemeinhin „Handlung“ nenne. Handlungs- und Kompositionslosigkeit habe man seinen Romanen vorgeworfen, und das mit Recht. Dennoch solle man ihm nicht alle Komposition absprechen; er ordne sie nur charakteristisch unter. Die Menschen sollen sich ausleben, das sei ihm erstes Gebot. Seine Menschen lebten sich aus, und das sei das Köstliche. Und nie habe Fontane den Menschen idealisiert; aber er habe ihn immer vermenschlicht. In dieser Vermenschlichung des Menschlichen sei auch das Beste seiner Weltanschauung beschlossen. „Er glaubte an den Menschen und er durfte es tun. Und wie er in dem Alltäglichen sich seine Poesie entdeckte, so auch den Lebenstrost in den kleinen Freuden des Alltags.“ Theodor Fontane sei der große Dichter der kleinen Lebensfreuden geworden und damit ein Dichter, der tröstet. Auf der London Bridge, so habe Fontane ihm einmal erzählt, mitten im Gewühl der Großstadt, wo niemand nach ihm fragte und er niemanden hatte (Frau und Kind waren daheim geblieben), da sei ihm zuerst die Nichtigkeit des eigenen Ichs und der Trost der kleinen Freuden aufgegangen. Sie beide hätten einmal in kurzem Gespräch in einer gemeinsamen Begeisterung zusammengefunden: London. „Ja, sehen Sie, London“, habe der alte Fontane gesagt. „London, das ist was, und ist auch was Großes. Aber worin das Große eigentlich steckt, das hab' ich rein aus Zufall erfahren. Da war ich einmal mit meinem Freunde in einer kleinen lumpigen Taverne im Osten. Und die Wirtin kam gerade heim und da war ein Tisch für sie gedeckt und da setzte sie sich hin und aß ihr Diner. Und wir sahen zu. Und das werd' ich nie vergessen, wie zierlich diese doch nicht der besten Gesellschaft angehörende Frau mit Messer und Gabel hantierte und ihren Anstand wahrte. Besser als die Prinzessinnen bei uns. Und das ist das Große: die Bildung des Volkes.“

In Theodor Fontanes Leben, so still und eng umgrenzt es verfloß, seien starke Gegensätze vereinigt. Er liebte zeitlebens die „Ordnung“ und mit ihr die Autorität, er hing an seinem angestammten Fürstenhause, und der märkische Landjunker, freilich sehr, sehr

vermenschlicht, war ihm ans Herz gewachsen. Aber, so Heilborn – und deshalb habe er die kleine Erinnerung aus London hierhergesetzt –, Fontane habe den tiefsten Respekt vor dem Empfinden und Willen des Volkes. Man müsse sein Erinnerungsbuch an 1848 lesen, um das zu verstehen. „Und das war's, was ihm in England imponierte, die Bildung des Volkes und die Festigkeit des Volkswillens.“ Auf den Menschen sei es dem alten Fontane angekommen. In tapferem, reinen Menschentum habe er die beste Garantie für jede Zukunft gesehen.

Wenn Fontane etwas haßte, seien es jene Bourgeois gewesen, die nur an sich denken und, gedankenlos dahinlebend, für andere kein Herz haben. Doch nun lese man „Frau Jenny Treibel“, „vielleicht sein bestes Buch“. Frau Jenny sei doch gewiß der Prototyp der Bourgeoisie im schlechten Sinne des Wortes, und doch, wie auch hier der Haß von der Liebe des Schaffenden aufgesogen werde. Er mochte sich ereifern und erzürnen; wenn es darauf ankam, sah er alles mit gütigem Herzen.

Fontane sei ein Realist gewesen, und er habe das gehabt, was ihn dazu befähigte: seine eigene Persönlichkeit. Aus dem Reichtum seiner Persönlichkeit habe er allen seinen Gestalten gegeben, aus dem eigenen Herzen heraus habe er die Lösung aller Probleme gefunden. Und dies Gefühl für die Persönlichkeit Theodor Fontanes müsse neben seinem Werk lebendig bleiben. „Das darf uns sein Tod nicht rauben“. Am gleichen Tage berichtete die Vossische Zeitung [13] noch ausführlicher über die Beisetzung Fontanes, wenn auch im Gegensatz zur Frakfurter Zeitung, unter der Rubrik „Lokales“. Neben den langen Reihen der auf dem Friedhof erschienenen höchst prominenten Teilnehmer „aus der Welt des Schrifttums“ und vieler anderer Bereiche des öffentlichen Lebens legte der Bericht Wert auf die Tatsache, daß im Gefühl des Stolzes, Fontane zu den Ihrigen zählen zu können, die Tagesschriftsteller durch die Redaktionen fast aller großen Zeitungen Berlins teils durch Ihre Chefredakteure, teils durch Abordnungen vertreten waren. Von besonderem Gewicht für das zeitgenössische Fontanebild erwiesen sich die am Grabe gesprochenen Worte von Geheimrat Lessing, des Haupteigentümers der Vossischen Zeitung. In Fontane sei, dem Sprecher zufolge, der Hang zur persönlichen Freiheit so ausgesprochen gewesen, daß er sich nicht in ein festes Verhältnis zu binden vermochte. Alle Versuche, dies zu bewerkstelligen, seien mit einer einzigen Ausnahme gescheitert. Neunzehn Jahre lang habe der Verstorbene der Vossischen Zeitung angehört, als ein Muster treuer Pflichterfüllung und unbegrenzter Integrität „gerecht und linde“ in seiner Kritik, durch die Milde seines Wesens „sich alle zu Freunden gemacht, denen es vergönnt war, mit ihm in Berührung zu kommen“. Auch seit seinem Ausscheiden sei die Verbindung mit der Vossischen Zeitung eng geblieben. Er, Lessing, habe es deshalb als seine Pflicht erachtet, „dem Verewigten aus vollem Herzen an seinem Grabe zu danken“, das neben Hunderten von Blumengaben, auch ein durch Geheimrat von Lucanus, den Chef des Zivilkabinetts, überbrachter, mit der Kaiserkrone geschmückter Kranz des Monarchen zierte.

Nur wenige Tage später ergriff der kurz zuvor zum Wiener Burgtheaterdirektor ernannte Berliner Kritiker Paul Schlenther [14] In der Neuen Freien Presse, dem liberalen österreichischen Leitorgan, vom 27. September das Wort. Noch am 16. September war er als Freund des Hauses mit seiner Frau, der von Fontane bewunderten Schauspielerin

Paula Conrad, bei der stillen Verlobungsfeier von Mete Fontane einer der wenigen Gäste gewesen, als der Dichter den launigen Trinkspruch auf „Eine feste Burg“ gehalten hatte.

Nach einer dem Zeitgeist entsprechenden, vergleichenden Zusammenfügung der „beiden großen Toten“ des Jahres 1898 („Fontane gehört zu Bismarck, ob oder weil er nie zu den Bismarck-Dogmatikern gehörte“) kam Schlenther auf die späteren Jahre des Dichters zu sprechen. Daß Dichter wunderliche Leute sind, sei eine Massenweisheit; und da den Abonnenten der Vossischen Zeitung, die in Berlin zugleich Abonnenten des königlichen Schauspielhauses zu sein pflegten, ihr Theaterreferent Fontane in seiner, vom Gewöhnlichen so ganz abweichenden Tonart oft recht wunderbar vorkam, so dürften ihn einige schon deshalb für einen Dichter gehalten haben. Die meisten hätten den früh ergrauten alten Herrn in seiner Stammsitzecke im Parkett „als eine Art abgetakelten Literaturreis“ hingenommen, der im Ganzen aber nicht recht ernst zu nehmen sei. So sei die Meinung über Fontane gewesen, als er, Schlenther, vor 21 Jahren nach Berlin kam, damals leidenschaftlich dem Theaterteufel verfallen, habe er ihm die abschweifende Art, wie der gute Mann im entscheidenden Organ der öffentlichen Meinung mit dem von ihm geliebten Gegenstande umging, verübelt. Wenige Jahre später, 1882, habe er „L'Adultera“ gelesen. Nun sei ihm Fontane ganz verwandelt erschienen. In seiner Kritik, die Schlenther für die „Tribüne“ zu liefern hatte, habe er den Vergleich mit Zola gewagt. „Großes Kopfschütteln in der Redaktion. Der gute, alte, harmlose Papa Fontane und Zola! Zu närrisch. Man strich den Passus.“ Trotz dieser Verstümmelung habe der Artikel das staunende Interesse des so gar nicht verwöhnten Dichterautors erregt, der brieflich in dem Rezensenten ein Pseudonym seines ihm sehr gewogenen „Spezial-Kollegen“ Otto Brahm vermutete. Brahm habe dann Schlenther das wehmütig-humoristische Schreiben gegeben, und daraufhin habe er dem „verkannten Dichter“ seinen ersten Besuch gemacht.

Schlenther verfolgte dann in breiter und positiver Darstellung das Werden und die Würdigung der „sechzehn merkwürdigen, im feinsten Sinne des Wortes modernen realistischen Dichtungen“, die auf „L'Adultera“ folgten, bis zu dem Tag der durch Erich Schmidt, Theodor Mommsen und den Geographen Ferdinand von Richthofen bei den zünftigen Fakultätsgenossen der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität durchgesetzten Ehrenpromotion für den fünfundsiebzigjährigen Dichter. Fontane habe die Würde freudig entgegengenommen, jedoch dem das Diplom überreichenden freundlich lächelnden Geographieprofessor erwidert, mit seinen nun auch universitär gepriesenen märkischen Wanderungen sei eigentlich nicht viel los. Er selbst erblicke sein wirkliches Lebenswerk nun doch in der Romanschreiberei.

So sei Fontane, „sechzig Jahre lang ein bettelarmer Literat, zwanzig Jahre lang ein königlicher, nun auch königlich belohnter Dichter“, hart an die Schwelle der Achtzig gerückt. Sein Glück habe sich bis zur letzten Stunde in aufsteigender Linie bewegt. Und so würde auch der Nachlaß dieses Lebens vorwärts und aufwärts dringen. Denn Theodor Fontane gehöre zu den klassischen Zeugen seiner Zeit. „Solche Leute aber sind von Dauer.“

Womit, so müsse man fragen, habe Fontane aber seine schönsten Jahre, das sogenannte Mannesalter, vertan? „War es nur die Not nach Brot, die seinen Pegasus so lange im

Joch hielt? Vielleicht gab es aber noch zwei andere Ursachen, die sich wundersam ergänzten und in ihrer tiefen einheitlichen Wirkung ein Ganzes endlich schaffen konnten. Das eine mochte Sehnsucht nach menschlicher Größe, das andere Sammlung kleiner Lebenseindrücke heißen.“ Nie sei ein Mensch mit schärferen Sinnen durchs Dasein gegangen als Fontane, doch ebenso liebevoll wie scharf „Gedächtnis und Phantasie schienen bei ihm Eins geworden; in diesem ungeheuren Speicher verdorrte nichts.“ Über seine Erinnerungen an Fontane schrieb am 29. September der vielgelesene Schriftsteller Fedor von Zobeltitz in den angesehenen Hamburger Nachrichten. Er kannte ihn schon lange, habe ihn aber vor Jahren erst in Kissingen wirklich kennengelernt. Fontane sei nicht das gewesen, was man einen „geistreichen Plauderer“ zu nennen pflegte. Man hätte den Eindruck gehabt, es fiele ihm nicht leicht, seinen Gedanken in gesprochenen Worten Ausdruck zu geben. Er sei anfänglich auch ein wenig kühl und reserviert gewesen und nur langsam aufgetaut. Hätte er aber erst ein gewisses Interesse für die Persönlichkeit des Anderen gewonnen, so erwärmte er sich rasch, wurde herzlich und liebenswürdig und wurde zum wahren Freunde. Als Kritiker sei er streng gewesen, aber im Ausdruck immer gemäßigt; bittere Worte und persönliche Angriffe habe er verschmäht. Nach eingehender Schilderung der großen Feier zum 70. Geburtstag Fontanes im Englischen Hause kam Zobeltitz auf seinen letzten Besuch bei Fontane vor drei Jahren in der Wohnung in der Potsdamer Straße zu sprechen, „wo der Dichter in niedrigen, aber unendlich behaglichen Räumen wohnte“. Sein schönes Dichterauge habe er bis zuletzt behalten. Sein mildes ruhiges Greisenantlitz erschien wie die Verkörperung seines Wesens. „Ein großer Mann ist uns mit Fontane entrissen worden. Aber der Tod löscht seinen Namen nicht“ [15].

Maximilian Harden eröffnete das erste Oktoberheft seiner Berliner Wochenzeitschrift „Die Zukunft“ mit einem längeren Beitrag über das Thema „Theodor Fontane“, dem sich erneut zu widmen er eigentlich nicht mehr im Sinn gehabt hatte [16]. Zitate aus mehreren nahezu „voltairischen“ Briefen Fontanes ergänzten scharfsinnige Bemerkungen zu den Werken des Dichters. Mit den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ habe er dem deutschen Publikum das „preussische Feuilleton“ gegeben. Im Grunde gipfelte das Ganze, wenn auch nicht in dieser Reihenfolge, in sehr persönlichen Eindrücken. So habe er Fontane erst kürzlich in der Dämmerung am Potsdamer Platz beobachten können, wo er ihm als die Verkörperung des Ordnungssinns erschienen war. In diesen Zeilen war nichts von der träumerischen Entrücktheit Fontanes zu spüren, die Franz Servaes im Juli in der gleichen Gegend (vor dem Palasthotel) mit tiefer Rührung wahrgenommen hatte [17]. Harden meinte, daß manches scheinbar Feste in Fontanes Weltanschauung sich im Laufe der Jahre gewandelt hätte, doch den Sinn für Ordnung habe der „in Preussens Sandbüchse verpflanzte Spross hugenottischer Gascogner“ unverändert beibehalten. Diesen Ordnungssinn konnte man an jenem Tage am Rande des Potsdamer Platzes bestätigt sehen. Als Ergebnis der „lößlichen Leistung des kopflosen Magistrats“ sei die Kreuzung mehrerer Straßen nur mit Lebensgefahr überschreitbar gewesen. Doch der alte Herr hätte geduldig und aufrecht am Rande der Fahrbahn ausgeharrt, „den Rockkragen bis über die Ohren gezogen, den grünen Shawl um den Hals geschlungen, ein Taschentuch vor den Mund haltend. Inmitten eines Chaos von Droschken, Straßenbahnen und

dichten Passantenströmen, unternahm er keinen Versuch, an die gegenüberliegende Ecke des berühmten Café Josty zu gelangen, innerlich gewiß zornig über jene, die alte Leute zwangen, in Wind und Wetter auszuharren, ließ er sich nichts anmerken. Doch dagegen auftrumpfen? Nein, Ordnung müsse sein. Das „straffe Bureaukratengesicht“ verriet keine Unmutsspur und „und das grosse blaue Auge ...“ betrachtete das Geschehen vor ihm mit „gewohnter Milde“. Er war eben „sein Leben lang ein ordentlicher Mensch“, der auf die rettende Handbewegung des Schutzmanns wartete.

Der Chefredakteur der Münchner Neuesten Nachrichten, Gustav Keyssner, der Fontane erst im August in Berlin aufgesucht hatte, nannte diesen im Morgenblatt des 8. Oktober den „Preußendichter“, in dem ganz Deutschland einen der Besten des Landes betrauerte. Es sei noch nicht lange her, daß man auch in Süddeutschland angefangen habe, Fontanes große und allgemeine Bedeutung zu würdigen. „Effi Briest“, sein vollendetster Roman, habe dem Dichter auch südlich des Mains festen Boden erobert.

Als wenig anerkannter Schriftsteller, „in keiner Gesellschaftsklasse ganz zu Hause und doch zu allen in Beziehung stehend, als liebenswürdiger Mensch und charmanter Gesellschafter, überall gern gesehen, und doch nirgends als bürgerliche Existenz für voll angesehen“, so habe er selbst seine Stellung empfunden. Der Funke, der in seinen Werken glühe, werde leuchten und weiterzünden und mit der eigenen Helle und Wärme neues Licht und neue Flammen wecken. Wenn unserer heutigen Kultur überhaupt eine Zukunft beschieden sei, dann werde auch Theodor Fontane mit und in ihr weiterleben, nicht als preußischer und deutscher Dichter allein, sondern als einer der edelsten Repräsentanten einer großen Zeit, dessen Lebenswerk für die literarische und gesellschaftliche Bildung vorbildliche Bedeutung habe [18].

Bereits eine Woche zuvor hatte eine Berliner Veranstaltung besonderer Art das Bild Theodor Fontanes verdichtet. Der Verein „Berliner Presse“ hatte zu einer Trauerfeier für den 2. Oktober im Festsaal des Roten Rathauses eingeladen. Dem alten Fontane wären ganz gewiß die Augen übergegangen angesichts der hier erschienenen offiziellen Persönlichkeiten, deren jede, wie es Fritz Engel (später neben Alfred Kerr als prominenter Theaterkritiker für das Berliner Tageblatt tätig) formulierte [19], „gleich eine ganze Rubrik der staatlichen, städtischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Welt repräsentierten“. Der Bericht nannte unter vielen anderen die früheren Minister Delbrück und von Maybach, den Unterstaatssekretär aus dem Reichsamt des Innern, Vertreter des Kultusministeriums, den Hanseatischen Gesandten, den Kommandanten des Märkischen Armeekorps, den Berliner Bürgermeister mit Stadträten und Stadtverordneten, den Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität, den berühmten Nationalökonom Prof. Gustav Schmoller, Abgeordnete, Vertreter von Kunst, Literatur und Theaterwelt. Im Gegensatz zu den offiziellen Persönlichkeiten im Parkett des Saales gehörten die auf den Tribünen dicht gedrängten Freunde und Verehrer Fontanes allen gesellschaftlichen Schichten an. Nach der musikalischen Einstimmung durch den Philharmonischen Chor bestieg Prof. Erich Schmidt, seit langem der Gönner und Freund Fontanes, als Redner das Podium. Mit Recht meinte Fritz Engel, daß Überraschendes und Neues zur Charakteristik des Dichters in dem dabei entworfenen Lebensbild nicht mehr zu sagen war. Fontane habe, wie schon Karl Frenzel am Grabe zum Ausdruck gebracht hatte, als Schriftsteller seine

Grenzen gekannt. Er sei, wie Schmidt fortfuhr, immer nur er selbst gewesen. Ja, er sei immer fontanescher geworden, immer freier in der Bekundung seiner Persönlichkeit. „Ihm fiel beim Erzählen immer noch etwas ein, und er erzählte es ohne Rücksicht auf die Technik und die Ökonomie des Romans, wie in der Laune eines freien Spaziergangs. Manchmal ließ er wohl auch Dinge von Personen sagen, die derlei in der Wirklichkeit nicht sagen würden; aber immer sei er in der Sache selbst objektiv, und gegen diese Objektivität kämen auch die Jüngsten nicht heran, trotz Armerleutegeredes und Argot-Gestammels“ – eine Wendung, die sich, wie Engel meinte, aus dem Munde Erich Schmidts, ziemlich pikant ausgenommen habe. Dann habe der Redner die Hörer in des Dichters Heim geführt, „das man nie unerquickt verließ, in diese niedrigen, unmodischen und doch so behaglichen Räume, wo der Alte mit der Jugend jung blieb, über alles unbefangen und genießend sprach, auch im Gegner immer den Menschen aufsuchend: „Ich kenne nichts Öderes als Partei, Partei.“ Eine Lobpreisung des letzten Werkes, des „Stechlin“, schloß mit Fontanes dort niedergeschriebenen eigenen Worten „Ein Mann und ein Kind“ – einen besseren Nachruf könne niemand dem Dichter widmen ...

Danach sprach Joseph Kainz, der genialste Schauspieler der damaligen Bühne, einige Gedichte Fontanes, zuletzt „Der alte Zieten“, bevor der Chor aus Handels „Samson“ die Strophe „Streut die Blumen, süß von Duft, auf den Weg und auf die Gruft“ sang.

Eine zweite Feier, diesmal im Schiller-Theater, am Abend des 2. Oktober beschloß den Trauersonntag und damit die ersten zwei Wochen der sich noch lange in Veranstaltungen und Gedenkschriften fortsetzenden Erinnerung an Theodor Fontane und sein Werk.

### *Anmerkungen*

- [1] Hans-Heinrich Reuter. Fontane. München 1968. Zweiter Band, S. 980, Anmerkung 12.
- [2] Christa Schultze, „Theodor Fontanes Briefe an Ludwig Pietsch. Eingeleitet und kommentiert von C. C. (Berlin)“ in Fontane-Blätter (Potsdam), Band 2, Heft 1, 1969, S. 10).
- [3] Frederick Betz u. Jörg Thumecke: „Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner – ...“ in Fontane-Blätter (Potsdam), 1984/2, Band 5, Heft 6, S. 531/32, Anmerkung 59.
- [4] Paul Lindenberg, „Fontanes L. P.-Novelle. Ein ungedruckter Novellenentwurf“ in Deutsche Rundschau (Berlin), Jahrgang 61, 1935, S. 135–142.
- [5] Peter de Mendelssohn. Zeitungstadt Berlin. Berlin 1959. S. 164.
- [6] Lindenberg, a.a.O., S. 136.
- [7] Friedrich Fontane „Potsdamer Strasse 134c, III links“ in Brandenburgische Jahrbücher, 1938, Heft 9, S. 62–68.
- [8] F. M. „Theodor Fontane †“ in Berliner Tageblatt und Handelszeitung, 21. September 1898 (Zeitungsforschungsinstitut, Dortmund).
- [9] Frankfurter Zeitung und Handelsblatt, 21. 9. 1898, Abendausgabe.
- [10] Walter G. Oschilewski. Zeitungen in Berlin. Im Spiegel der Jahrhunderte. Berlin 1975. S. 95.
- [11] Monty Jacobs, „Theodor Fontane †“ in Berliner Morgenpost, 21. September 1898 (Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, unter ZA 1898). Ueber M. J. vgl. 50 Jahre Ullstein 1877–1927, S. 160 u. 250.
- [12] Frankfurter Zeitung und Handelsblatt, 25. September 1898, Morgenblatt.
- [13] Photokopie im Besitz des Verfassers.



- [14] „Theodor Fontane 1819–1898“ in Neue Freie Presse (Wien), 27. September 1898 (Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, Hf 50/3494).
- [15] Wiederabgedruckt in Zobeltitz, Fedor von: Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich. Hamburg 1922, Band 1, S. 239–243.
- [16] „Die Zukunft“, 1. Oktober 1898 (Universitätsbibliothek Bremen)
- [17] Franz Servaes: Fontane (Zweites Tausend), (Die Dichtung, Band XXIV). Berlin und Leipzig o.J., S. 11–13.
- [18] G. Keyssner „Theodor Fontane“ in Münchner Neueste Nachrichten, 8. Oktober 1898, Morgenblatt (Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, ZA 1898).
- [19] F. E. „Gedenkfeier für Theodor Fontane“ in Berliner Tageblatt und Handelszeitung, 3. Oktober 1898 (Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam).

---

Prof. Dr. Edgar R. Rosen  
Jasperallee 7 · 38102 Braunschweig